

Ausgewählte Novellen

Ompfeda, Georg

Stuttgart, 1923

Bellevuestraße

Bellevuestraße

Man traf dort die verschiedensten Menschen: es war, als empföhe es einer dem anderen. Man gab seine Karte ab und ging hin, erst nach Theaterschluß. Vorher hätte man wohl niemand angetroffen, wahrscheinlich nicht einmal die Wirte selbst.

Das Haus lag in der Bellevuestraße. Der Hausherr hatte eine schöne Wohnung, gute Formen, es gab ausgezeichnete Verpflegung, und man traf immer reizvolle Leute.

Doctor Kulm war ein kleiner bebrillter Mann, der mit jedem über sein Feld sprechen konnte. Malern und Bildhauern kaufte er etwas ab; Sönger und Schauspieler fanden bei ihm alle möglichen Leute, die in Föhlung mit ihrer Kunst standen; Schriftsteller, erst im Werden, bekamen einen Fuß in den Biegel; Damen der obersten Kreise lernten dort Menschen kennen, die ihnen sonst nicht nahe gekommen wören; Offiziere, Beamte, Diplomaten durften in aller Ehrbarkeit mit einem weiblichen Mitglied einer Berliner Böhne tändeln. Bisweilen fragte wohl jemand: »Wer ist eigentlich der Doctor Kulm?« Die Antwort lautete immer: »Ein sehr anständiger Mann, sehr liebenswürdig, sehr beliebt, und — sehr reich.«

Das schien den meisten die Hauptsache. Es sprachen wohl einige von der ,entsittlichenden Macht des Geldes', aber da sie selbst hingingen, hielten sie diese Macht augenscheinlich

nicht für gefährlich. Andere wieder redeten von der ‚ebnenden Kraft des Reichthums‘.

Jedenfalls waren diese Abende in der Bellevuestraße für die meisten reizend, manchem das Hübscheste in Berlin. Sie dauerten — ein Verdienst der Hausfrau — nie länger als bis ein Uhr. Für junge Leute bedeuteten sie eine Ersparnis. Nach dem Theater gingen sie in die Bellevuestraße und bekamen ebenso gut zu essen und zu trinken wie in den ersten Gaststätten, nur daß es nichts kostete. Nicht einmal ein Trinkgeld, denn das war hier verpönt.

Die Hausfrau, eine jener blonden Frauen, deren Alter zu schätzen schwierig ist, war eine geborene Gräfin Degen. Ihre gräßliche Geburt wurde aber nie erwähnt, und gerade dies Nichtsprunkenwollen des Doctors mit der Herkunft seiner Gattin empfand man angenehm. Keine Dame war eifersüchtig auf diese immer gut, aber einfach gekleidete Frau, die niemals Schmuck anlegte.

Sie kannte jeden Menschen, seine Familienverbindungen, seine Neigungen. Jeden Ankommenden machte sie in geschickter Weise darauf aufmerksam, der und jener, der zu ihm paßte, wäre anwesend.

Ich war hingekommen wie viele andere, indem mir ein Bekannter eines Tages sagte, als ich ihn nach dem Tristan aufgefordert hatte, irgendwo mit mir zu essen, er hätte versprochen, in die Bellevuestraße zu gehen.

Man sagte nämlich nie: »Kulms.« sondern immer nur: »Bellevuestraße?«

Er nahm mich mit, und am nächsten Tage gab ich meine Karte ab.

Als ich abends heimkam, suchte ich im Grafenkalender nach den Degen und fand, daß sie eine alte Familie aus dem

Hennegau, im Mannesstamme erloschen, waren. Es gab nur noch die jetzige Frau Doktor Kulm, oder ich müßte eigentlich sagen — Bellevuestraße. Die Gestalt des Doktors stand vor mir, des kleinen bebrillten Mannes. Seine äußere Erscheinung konnte die junge Gräfin unmöglich veranlaßt haben, ihn zu heiraten. So kam mir der Einfall, er möchte am Ende Hauslehrer in dem gräflichen Hause gewesen sein und sie so kennen gelernt haben. Oder hatte die arme Gräfin den reichen Doktor Kulm geheiratet der Versorgung halber? Aber ich fand hinter dem Namen ihres Vaters: »Herr der Herrschaften . . .«, eine ganze Anzahl Güter folgten. So hing es also doch wohl nicht zusammen.

Als wir am nächsten Abend in der Bellevuestraße saßen, erkundigte ich mich danach. Keiner vermochte Auskunft zu geben. Es schien erstaunlich, wie Hunderte von Menschen Gastfreundschaft genießen können und nicht wissen, woher ihre Wirte stammen. Man mußte doch auch einmal ihre Gastfreundschaft erwidern. Aber davon hatte ich nie etwas gehört. Jener Bekannte, der mich damals in das Haus gebracht, meinte: »Wissen Sie denn nicht, daß die Bellevuestraße keiner Einladung folgt? Sie empfangen ja täglich!«

* * *

Bisher hatte ich mich damit begnügt, ‚Guten Abend‘ zu sagen, und darauf der Musik gelauscht, Kupferstiche angesehen oder mit irgendeinem besonderen Menschenkind mich unterhalten.

Mit der Bellevuestraße selbst zu reden war mir nie in den Sinn gekommen. Wie ich nun einmal eines Abends, als alles frühzeitig gegangen war, mit Doktor Kulm ins Gespräch kam,

entdeckte ich, daß der Mann einen feinen Gesichtsschnitt besaß; seine Hände waren lang, schmal. Ich hatte bisher in ihm nur eine Null erblickt, die ihren Wert erst durch andere bekam, jetzt schien mir der kleine Mann fast mehr als seine Gäste, deren gute Seiten wie auch Schwächen ihm nicht verborgen blieben. Unwillkürlich sagte ich: »Nein, wie Sie die Menschen kennen!«

Er wurde fast verlegen: »Ach, wissen Sie, wenn man lange gelebt hat!«

Wir saßen in der Ecke des Raumes, der Möbel und Kunstwerke enthielt aller Zeiten. Halbgeleerte Gläser standen herum. Lautlos kam ein Diener, um abzuräumen. Als er verschwunden war, sagte mein Gegenüber: »Ein nicht aufgeräumtes Schlachtfeld ist schrecklich. Ich habe das Siebzig gesehen!«

»Haben Sie Siebzig mitgemacht?«

»Gewiß, als Freiwilliger.«

Ich weiß nicht, warum ich es dem kleinen Manne nicht zugetraut hätte. Er kam wieder auf allgemeine Gesichtspunkte, die ihn mehr zu fesseln schienen als die Zufälligkeiten seines eigenen Lebens: »Wissen Sie, daß Vertiefung in Menschen, ihre Einrichtungen und Sitten doch eigentlich immer das Nachdenklichste bleibt? Bücher geben den Menschen nur aus zweiter Hand. Die Kunst ist allein der Niederschlag begabter Menschen! Und wer hat uns zur Wissenschaft geführt? Wenn man sagt: die Natur, der unerschöpfliche Born — gewiß, aber sind wir Menschen nicht ein Teil davon? Eigentlich der wichtigste Teil? Ich weiß wohl, was Sie sagen wollen: der ohnmächtigste. Das sind wir, und bleiben doch der wichtigste, denn wir erblicken ja die Natur erst vermöge unserer Augen. Also, meine ich

wohl, ist der Mensch das Erste. Zu dieser Überzeugung haben mich Jahre geführt, und ich habe ja Zeit genug gehabt.«

Ich fragte: »Herr Doktor, wie alt sind Sie eigentlich? Wenn ich mir die Frage erlauben darf.«

Er nahm seine Brille ab und blickte mich mit dem verschleierten Ausdruck der Kurzsichtigen an: »Nun raten Sie einmal.«

»Ich muß gestehen, so ohne Brille.«

»Sehen Sie, darum habe ich sie eben abgenommen. So ein Glasdeckel verändert unglaublich. Klemmen Sie einem bedeutenden Menschen ein Monokel ins Auge, so denkt man: ein alberner Laffe! Nehmen Sie einem, der klug aussieht, den Kneifer, plötzlich wird er dumm. Haben Sie einmal bemerkt, daß irgendeine bekannte Persönlichkeit, die man nur mit Augenglas gesehen hat, einem fremd vorkommt, wenn sie als Büste ohne Brille gebildet ist? Aber ich bin abgeschweift: sagen Sie mir, wie alt ich bin.«

Ich versuchte, zu schätzen. Das Haar war nicht ergraut, und ich riet: »Zweiundfünfzig!«

Er setzte die Brille langsam wieder auf: »Ich bin fünf- undsechzig!«

In diesem Augenblick kam die Frau des Hauses. Während sie Gäste hatte, merkte man nie, daß sie sich um ihre Häuslichkeit kümmerte. Jetzt aber schien sie das Abräumen überwacht zu haben. Sie setzte sich zu uns: »So, nun darf die Hausfrau auch ruhen!«

Der kleine Mann blickte sie an: »Ja, wenn du nicht wärst!« Daraus klang solch junge Zärtlichkeit, daß ich wohl ein erstauntes Gesicht gemacht haben mußte, denn der Doktor suchte ihre Hand: »Ja, Sie wissen nicht, was ich an der da



besitze; das weiß überhaupt niemand! Und ich werde es auch den Leuten nicht sagen.«

»Warum nicht?«

Er schüttelte den Kopf: »Allzuviel Glück nehmen die Menschlein übel! Ich fühle auch nicht das Bedürfnis, es auszusprechen. Über die Jahre der Eitelkeit bin ich hinaus.«

Ich lachte: »Also sind Sie einmal eitel gewesen?«

»Oh, gewiß! Ich habe alle Menschlichkeiten besessen. Das heißt, die schlechten und die mittleren! Die großen, dazu reichete nicht mein Wuchs. Ich habe mich immer für irgend etwas erwärmt, dann fesselte es mich nicht mehr. Einmal dauerte das fünf, einmal zehn Jahre. So habe ich eine Menge Abschnitte durchlaufen.«

Er wandte sich zu seiner Frau: »Nun, Marie, bei was bin ich jetzt?«

»Altersruhe, Philosoph sein, Müdigkeit.«

»Sind Sie schon lange in diesem Abschnitt, Herr Doktor?«

Er schlug ein Bein über das andere und blies den Rauch seiner Zigarre von sich: »Seitdem wir wieder in Berlin sind; das ist nun schon eine Reihe von Jahren her. Ich bin neugierig, wie es enden wird.«

Seine Frau machte eine abwehrende Bewegung: »Gar nicht wird es enden.«

Doch er ereiferte sich: »Das wäre gegen den Weltlauf. Alles währet seine Zeit.«

* * *

Ein paar Tage darauf setzte ich mich in eine Ecke mit der Frau des Hauses, und auch sie gewann Gestalt. Sie blieb nicht mehr die geborene Gräfin Degen, die Gäste hin und her zu schieben verstand und selbst dabei verschwand. Das

unbestimmte Alter ward umgrenzt: sie mußte gegen Fünfzig zählen. Dann entdeckte ich, daß diese Frau ja etwas Mädchenhaftes besaß, wie es manche Frauen bewahren, denen Kinder versagt gewesen sind. Mir war, als hätte ich durch den Abend neulich die Berechtigung erworben, herzlicher zu sprechen. So sagte ich: »Gnädige Frau, ich wollte Sie längst einmal etwas fragen.«

»Nun, bitte?«

Aber ich konnte doch nicht fragen: »Wie sind Sie eigentlich dazu gekommen, den Doktor Kulm zu heiraten?« Ich wendete es also: »Gnädige Frau, Sie sind doch eine geborene Degen?«

»Gewiß!«

»Aber von Ihrer Familie lebt keiner mehr?«

»Nein.«

Die Antworten waren so kurz und knapp, daß ich mich im Grunde recht neugierig fand. Doch sie erzählte: »Es ist meinem Vater schwer gewesen, daß er keinen Sohn besaß, weil er einen großen Besitz hatte und der Letzte seines Stammes war.«

»Waren denn die Besitzungen Majorat?«

»Nein.«

»Nun, dann konnte er sie doch seiner Tochter hinterlassen!«

»Ich habe meinem Manne nichts mit in die Ehe gebracht. Ich werde Ihnen das mal erzählen, das heißt, wenn es Sie interessiert. Mein Gott, es ist ja schon über dreißig Jahre her! Sie glauben nicht, wie schnell alles vergessen wird. Wir Menschen setzen Himmel und Erde um ein Ding in Bewegung, und ein paar Jahre darauf kräht kein Hahn danach. Also, wenn es mal der Zufall gibt, erzähle ich es Ihnen. Aber Zufall muß es sein! Man soll nie etwas erzwingen!«

Damit erhob sie sich, eine italienische Sängerin zu be-
willkommenen, die im Opernhaus ein Gastspiel gab, ihr
erstes in Deutschland.

* * *

Lange fand ich keine Gelegenheit, mit der Bellevuestraße
unter vier Augen zu sprechen. Da fügte es eines Abends
der Zufall, daß ich mich mit einem Baukünstler ver-
schwatzte — ein junger Feuerbrand, der alle Stile über
den Haufen werfen wollte, nur noch keinen neuen gefunden
hatte, ihn an ihre Stelle zu setzen. Wie nun der große Zer-
storer in die Enge sich getrieben fühlte, sagte er unvermittelt:
»Herrgott, es ist ja kein Mensch mehr da! Gute Nacht!«

Damit stand er auf, und ich blieb allein zurück.

Ich wollte mich gleichfalls empfehlen, als der Doktor
fragte: »Bleiben Sie nicht noch ein bißchen?«

»Sehr gern.«

»Rauchen Sie, trinken Sie?«

»Wenn ich ein Glas bekommen kann?«

»Was?«

»Was Sie trinken.«

Er sah mich an durch die dicken Brillengläser: »Ich habe
Ihnen doch neulich gesagt — jeder Mensch hätte verschiedene
Abschnitte in seinem Leben. Denken Sie, ich war einmal
Weinkenner. Ich bin's nicht mehr, aber ich werde Ihnen
einen erlesenen Tropfen vorsetzen!«

Er rief den Diener, flüsterte ihm etwas ins Ohr, und
sagte: »Sehen Sie, mein verehrter junger Freund, ich ließ
damals meinen Frack in London bauen und hätte jeden
für ein Raubbein erklärt, der das nicht tat. Kennzeichnend
für jenen Abschnitt, wo ich ritt, mehr wegen der Hosen

und Stiefel als wegen der gesunden Bewegung, und wo ich lukullische Gerichte erfand. Ist das nicht ein schrecklicher Unsinn? Zu der Zeit sammelte ich auch Briefmarken! Ich besaß die eine der kaum zehn Mauritius von 1847, die es gab. Nebenbei: sie war falsch. Nun, mit der Zeit kommt man ja davon ab . . .«

Inzwischen war der Wein gekommen, und wir setzten uns, während ich die Frau des Hauses in den Nebenzimmern sich bewegen sah. Ich verstehe nichts von Wein, aber mein Wirt schlürfte ihn mit Behagen, als frische er alte Kennerschaft auf, und es würde so ihm leichter, an die Vergangenheit zu denken:

»Mein Vater war ein reicher Mann. Wir sind Hamburger. Mancher Kulm ist Bürgermeister gewesen. Ich selbst bin in Kalkutta geboren. Meine Eltern waren nämlich immer unterwegs. Ich habe sie frühzeitig verloren und so nur die Erinnerung von ihnen aus Bildern.

Ich bin streng erzogen worden. Von meinem Reichthum hatte ich während meiner Schuljahre keine Ahnung. Als ich Reitunterricht erhielt, habe ich meinen Vormund bangend gefragt, ob ich denn auch einmal genug Geld haben würde, mir ein Pferd zu halten? Ich wurde erzogen nach Grundsätzen, von meinem Vater in einer Art Denkschrift niedergelegt. Als ich ins Leben trat, waren sie bereits in vieler Hinsicht veraltet, so daß sie mir, hätte ich ihnen folgen wollen, nur schädlich geworden wären. Ich habe daraus gelernt, niemals lektwillige Bestimmungen zu treffen, denn die Ansichten der Menschen ändern sich in einer einzigen Generation.

Mich trieben diese Lebensregeln unwillkürlich dazu, das Gegentheil für richtig zu halten. Darüber kam ich mit meinem Vormund auseinander, denn als ich die freie Verfügung

über die Hinterlassenschaft meines Vaters erlangt hatte, war ich auf dem besten Wege, mein ganzes Geld zu vertun, mindestens ein unnützer Mensch zu werden. Damals besaß ich einen Rennstall. Ich ritt freilich nicht selbst. Dazu war ich zu verweichlicht, vielleicht zu feige. Es litt mich auch nicht an einem Fleck. Wenn es mir durch den Kopf fuhr, daß ich morgen in Sorrent sein wollte, so hätte ich jedes Rennen der Welt schwimmen lassen. Die Rennzeit dauerte auch nicht lange. Ich begann in der Welt herumzufahren, ohne geographische oder ethnographische Studien, planlos, wie es mir gefiel.

Ich kam wieder: unfähig auf einem Fleck zu bleiben. Im Sommer trieb ich mich in den Modebädern umher, im Winter ging ich an die Riviera — nirgends gefiel es mir. Ein neuer Abschnitt meines Daseins begann: ich wollte mich hervortun. Ich habe damals eine Nordpol-Expedition ausgerüstet, bin aber nicht weit gekommen, denn ich hatte mir die Sache einfacher geträumt, als sie war. Ich kehrte also zurück. Meine Erlebnisse wollte ich niederschreiben, doch ich fühlte bald, ich würde mich nur lächerlich machen. Damit kam wieder etwas Neues über mich: ich empfand das glühende Bedürfnis nach einem Orden. Ich schenkte also Kunstwerke an Museen, errichtete Speiseanstalten, baute Arbeiterwohnhäuser. Und, wie oft das Böse das Gute gebiert: so ward durch die Beziehungen zu den Armen und Armsten ein Umschwung in mir vorbereitet. Aus Eitelkeit wollte ich ihnen Wohnungen bauen, wie ich aber Laster und Verbrechen erkannte als Kinder der Armut, der Not, wie ich vertraut ward mit dem Elend der Menschen, tat ich die Londoner Kleider ab. Ja bald ließ ich mich in meinem Äußeren gehen, bezog eine einfache Wohnung und stieg nieder zu den unteren Klassen. Ich besuchte Volksversammlungen. Um es

kurz zu sagen: ich wurde rot und schrieb philosophisch-sozialistische Abhandlungen. Nie aber war ich ganz überzeugt, es blieb immer ein Rest von Ideen, die sich in jene der Marx und Engels oder gar der gerade regierenden Führer nicht einfügen wollten. Eine Zeitlang sammelte ich Anhänger um mich, eine neue Partei zu gründen, aber sie taten nichts als mir die Taschen leeren. Bei Zielbewußten aber begegnete ich Mißtrauen, denn sie wollten keine neue Religion dulden.

Es gab Augenblicke, wo mein Vermögen mir wie eine Schmach erschien, und andere, wenn ich wieder einmal ausgenutzt worden war, wo eine dumpfe Wut in mir emporstieg und ich mir sagte: Gott sei Dank, daß du es behalten hast!

Da bereitete sich abermals ein neuer Abschnitt in meinem Leben vor.

Ich kann Ihnen nicht sagen, warum ich damals gerade nach Berchtesgaden ging. Jedenfalls suchte ich mir am Ober-Salzberg eine Pension. Wenn die Leute mit mir redeten, so floh ich in die Einsamkeit; ward mir diese zuteil, so hatte ich das Gefühl, als ließen mich die Menschen.

Ich saß an einem Sondertisch, mit vier Plätzen, allein. Als ich eines Abends auf das Essen wartend vor dem Hause auf und ab schritt und meine Augen über den Waghmann schweifen ließ, erschien der Wirt. Ein Herr sei angekommen mit Tochter, aber es gäbe keinen Platz mehr, ob ich wohl gestatte, daß die Herrschaften an meinem Tische Platz nähmen; übermorgen reisten die Gäste wieder ab. Ich mußte ja sagen, mag aber wohl kein sehr liebenswürdiges Gesicht gemacht haben, als ein alter Herr erschien, gebeugt, einen Stock in der Hand, den er wie ein drittes Bein immer voraussetzte. Ihm folgte eine junge Dame. Der Vater, ein österreichischer Großgrundbesitzer, hielt mir eine nette

kleine Anrede. Nun ist immer, wie ich Ihnen schon sagte, eine gewisse Eitelkeit in mir gewesen. Als der alte Herr erzählte, er habe als Diplomat aller Herren Länder gesehen, gab ich von meinen Reisen etwas zum besten, und schließlich blieben wir noch stundenlang beieinander.

Die beiden reisten nicht ab. Wir machten Spaziergänge zusammen.

Dabei erkältete sich der alte Herr, als der für jenen herrlichen Erdenwinkel leider unumgängliche Landregen eingetreten war. Ich bekam ihn nicht zu sehen, denn wenn er sich unwohl fühlte, hatte er kein Bedürfnis nach Menschen. So erzählte mir die Tochter, mit der ich mich nun statt seiner unterhielt. Sie durfte nicht ständig im Zimmer sein, das störte ihn, durfte aber auch den Garten nicht verlassen, denn unerwartet ließ er sie rufen. In das Lesezimmer wollte sie aber nicht gehen, weil dort bei dem schlechten Wetter sämtliche Gäste der Pension saßen. So blieben wir allein im Speisesaal und ich machte eine Entdeckung: ich hatte gemeint, eines jener netten, aber oberflächlichen Komtesserln zu treffen, wie es deren so viele gibt, und ich fand einen Menschen.

Seltzam, in ihr waren zwei Wesen: das eine sah man nur, wenn sie sich allein befand, das andere nur in Gegenwart ihres Vaters. Sobald er dabei war, tat sie den Mund nicht auf, denn sobald sie einen Satz begann, unterbrach sie ihr Vater: Na, na! die G'schichten ist ganz anders g'wesen!

Ich verliebte mich in das Mädchen; aber von dem Augenblick an hatte ich kein reines Gewissen mehr, war ich doch überzeugt, der alte Herr würde unseren Verkehr nicht gestattet haben, wenn er gewußt hätte, daß Flammen in unseren Herzen brannten. In unseren Herzen, denn ihr ging es wie mir, sie hat es mir gesagt, als ich sie fragte, ob

sie meine Frau werden wolle. Ich sprach also mit ihrem Vater. Der alte Herr war zwar erstaunt, sagte aber nicht nein, sondern meinte nur, er müsse erst Erkundigungen über mich einziehen, das würde ich begreifen. Während dessen fuhr ich nach Salzburg. Nach acht Tagen wollte ich wiederkommen.

Die Woche, die ich fern von Berchtesgaden verbrachte, ist mir in der Erinnerung als die fürchterlichste Zeit meines Lebens. Ich fühlte mich so unglücklich, daß ich die schöne Stadt nie wiedersehen möchte. Als ich mich wieder einfand, sagte der Graf: er persönlich würde es zwar lieber sehen, wenn seine Tochter einen Mann aus alter Familie heiratete, aber ob ich Graf sei oder Doktor Kulm, würde bei seiner Entscheidung nicht mitsprechen, wenn er sein Kind glücklich machen könne. Ich hätte aber politische Aufsätze geschrieben, die es ihm verböten, seiner Tochter die Erlaubnis zu geben. Umsonst erklärte ich, diese Aufsätze wären nur phantastische Träume gewesen. Der alte Herr sagte artig: ‚Ich kann mich mit einem politischen Gegner sehr wohl unterhalten, kann sogar als Mensch Gefallen an ihm finden, aber bis zum Schwiegersohn ist doch noch ein weiter Weg.‘

Ein paar Stunden darauf reisten die beiden ab. Ich schrieb der Gräfin, aber ich bekam keine Antwort. Später habe ich gehört, daß die Briefe nicht an ihre Adresse gelangt sind. Aber nun denken Sie, was geschah.

Ich wohnte in München im Hotel Leinfelder und verbrachte meine Tage in dumpfer Verzweiflung. Als ich eines Abends mein Hotel verließ, kam mir eine Dame entgegen und sagte einfach: ‚Da bin ich!‘ Sie erzählte, sie sei nicht entflohen, sondern habe ihrem Vater gesagt: zurückhalten könne er sie nicht, sie wäre mündig. Dann war sie einfach gegangen,

nachdem der alte Graf ihr noch vorsorglich Geld mitgegeben und sie von der Jungfer hatte begleiten lassen, so weit sie wünschte. Vorher mußte sie jedoch ein Schriftstück unterzeichnen, daß sie freiwillig auf jede Erbschaft verzichte.

Nun, ich hatte es nicht nötig, nach Geld zu heiraten, und mir schien, als gehöre meine Frau mir jetzt doppelt — denn meine Frau ward sie.

Der Vater meiner Frau ist bald darauf gestorben. Doch meine Frau brauchte sich nichts vorzuwerfen. Ob seine Tochter um ihn war oder sein Diener, machte ihm nichts aus. Wenn er sich unwohl fühlte, zog er sich, genau wie damals in Berchtesgaden, zurück, gleich einem verwundeten Tier. Die Gegenwart eines anderen Menschen als des alten Dieners, mit dem er sich nicht zu unterhalten brauchte, schien ihm eine Last.

Meine Frau hat nicht einen Gulden erhalten, da ihre Mutter kein Vermögen hinterlassen hatte. Die Erben, entfernte Vettern, schrieben artige, etwas ängstliche Briefe — im Grunde lockten sie uns ein Lächeln ab. Meine Frau hat das Testament nicht angefochten, ja sogar die Vettern beruhigt.

Nun kam abermals ein neuer Abschnitt in meinem Leben, der glücklichste. Ein blondlockiger Knabe steht vor mir, als wäre er nie älter geworden, zitternd in seinem Bade, während die Mutter das Gefäß mit dem kalten Wasser hob, denn er wurde immer zum Schluß kalt übergossen. Dann rief der arme Schelm, nachdem sein kleines Herz einen schweren Kampf gekämpft, zum Entschluß zu kommen: „So, Mama, jetzt!“

Und dann ein Mädchlein mit blonden Locken, wie der Bruder, nur zarter, und in den Armchen saßen Knochen wie bei einem Vögelchen. Es war, als sei dieses Wesen, das

nur einige Jahre auf unserer Erde geweilt, nicht für das Leben gemacht gewesen. Sie war nie krank, gelangte aber auch nie zu völliger Kraft. Fünf Jahre bildete sie unser Glück und unsere Sorge zugleich. Wir befragten Ärzte, wir suchten Bäder auf, immer hieß es: ihr fehlt nichts. Und es muß ihr doch etwas gefehlt haben, vielleicht die Kraft zum Leben. Sie löschte aus wie ein Licht.« —

Doktor Kulm führte sein Glas an die Lippen, aber es hielt nichts mehr. Er schob es fort. Da kam seine Frau. Sie fragte ihren Mann, und nun fiel mir erst auf, welche Innigkeit in dem Tone lag, als sie mit ihm sprach: »Wovon ist denn die Rede?«

Er nahm ihre Hand: »Ich habe von den Kindern erzählt.«

Ein Schatten flog über ihr Gesicht: »Ach, das ist nun vorbei!«

Ich fragte: »Aber der Knabe?«

Der Doktor setzte die Brille ab und begann sie zu putzen.

Seine Frau antwortete, als wolle sie es ihm abnehmen: »Das war doch das Schwerste.«

Da sie nicht weitersprach, fuhr ich fort: »Wie alt ist denn der Knabe geworden? Oder tut es Ihnen weh, davon zu reden?«

Sie ließ sich in einen Stuhl nieder: »Nein, denn wir sprechen täglich von ihm. Wir dachten, wie Eltern sind, es müßte aus ihm etwas Besonderes werden. Vielleicht wollte uns der Himmel für solche Vermessenheit bestrafen. Aber denken Sie nicht, wir hätten den Kleinen verwöhnt. Wohl haben wir ihm nicht erlaubt, in den Bergen zu klettern; man ließt doch ab und zu, daß etwas geschieht, und wenn man nur einen Sohn hat und schon ein Kind verloren, — aber sonst wurde nichts vernachlässigt. Er mußte fechten,

turnen. Er war körperlich gut entwickelt, groß — ach, viel größer als wir! Er war kein Musterknabe, aber wenn er einmal über den Strang schlug, so hieß das nur Jugend und Übermut.

So war er achtzehn geworden, da kam er einmal aus der Schule mit Kopfschmerzen zurück und fühlte sich heiß an. Wir ließen den Arzt kommen. Es hieß Scharlach. Alles schien glatt zu gehen, bis zu einem Abend, da stieg das Fieber, das schon nachgelassen hatte, unaufhörlich. Der Arzt sagte: 'Das sind eben Rückfälle, wie sie manchmal eintreten.'

Da nun der Kranke schlief, wir aber immer wieder in das Zimmer gingen, um nach ihm zu sehen, meinte der Arzt, es wäre besser, wir ließen ihm Ruhe. Im Nebenraum schliefen wir auf Stühlen.

So ward es Morgen. Vorsichtig öffnete ich endlich die Thür. Es war alles still. Ich trat näher. Es war alles still. Ich lauschte auf den Atem. Ich hörte nichts. Ich schlug den Vorhang zur Seite: der Kopf lag ein wenig geneigt, der Mund offen. Ich rief laut meinen Mann. Der Kranke hätte erwachen müssen von dem Schrei. Ich nahm seine Hand, sie war kalt. Während wir draußen ruhten, war unser Knabe sanft entschlafen.

Er hatte allein den schweren Gang getan. Seine Mutter hatte ihm nicht die Hand gehalten, sein Vater nicht den Kopf gestützt. Er hatte uns nicht einmal Lebewohl gesagt — er war ganz allein und tapfer davongegangen und kehrte nicht wieder.

Wie ein Stachel ist es in mir zurückgeblieben, daß ich von meinem Kinde nicht Abschied genommen habe, und das kommt manchmal noch heute heraus, wenn ich davon spreche. Aber es ist nun fünfzehn Jahre her. Da beruhigt sich alles!«

Ich sah in ihren Augen Tränen, obgleich sie doch eben erst gemeint: »da beruhigt sich alles.« Wie ich nun antwortete: »Es tut mir leid, daß wir davon gesprochen haben,« beruhigte mich der Doktor: »Machen Sie sich keine Vorwürfe: von selbst hat meine Zunge sich gelöst, denn sonst behalten wir alles für uns. Das ist eben der neue Abschnitt, der, die hier begann: Verknöcherung.«

Er schwieg, und seine Frau fuhr fort: »Beiderseits haben wir keinen Menschen, der uns nahe steht. Da sind wir nach Berlin gekommen, haben dies Haus gekauft, haben es im Laufe der Jahre mit Kunstschätzen gefüllt und sind nun glücklich über den stets wechselnden Verkehr, den wir fanden! Dabei wollen wir bleiben! Niemanden lieb gewinnen, denn diese Welt ist doch nur da, um sich immer wieder zu verlieren. Wir wollen angenehme Beziehungen haben, aber nicht mehr, und nicht unser Herz an irgend etwas hängen.«

Sie stand auf, auch ich erhob mich. Der kleine Doktor sah durch seine dicken Brillengläser in den dunklen Teil des Zimmers, als käme von dort etwas Neues, während er fragte: »Wie lange wird es noch dauern?«

Erst nach einer Weile fuhr er fort: »Ich habe mal den vermessenen Gedanken gehabt, eine Spur zu hinterlassen! Unsere Kinder sind tot. Was sollen nun Durchschnittsmenschen wie wir für die Zukunft tun? Den Namen verewigen durch eine Stiftung? Ein ungetreuer Haushalter kann das Vermögen vergeuden. Und wenn das Geld wirklich bliebe, wem sagt es etwas: ‚Doktor-Kulm-Stiftung‘? Trost ist nur, daß es den Großen ähnlich geht, daß bald schon die Legende sich bildet und ihr Bild sich verschiebt. Am Ende erscheinen Taten, die von der Mitwelt bestaunt werden, den Enkeln geradezu verwerflich. Es gilt nur, was ist, und nicht, was

war. So bleibt vielleicht die Erinnerung an diese Stunde kurze Zeit lebendig bei mir, bei meiner Frau gewiß, bei Ihnen möglicherweise auch . . .«

Ich reichte dem Manne, der mir bisher nur als irgendein Kleiner unter den vielen Kleinen, mich eingerechnet, erschienen, herzlich die Hand. Wie unsere Finger einen Augenblick ineinander ruhen blieben, hatte ich das Gefühl, der Schleier der Einsamkeit, der auf uns Menschen ruht, uns hindernd, einander jemals ganz nahe zu kommen, sei ein wenig gehoben. Ein klein wenig nur. Das tröstende Bewußtsein regte sich in mir, daß wir alle gleichen Gesetzen unterworfen sind, jenes Stärkende für das Sandkorn, daß es mit Milliarden zusammengeballt den Stein ergibt, und mit Milliarden Steinen den Fels, und mit Milliarden Felsen die Berge.

* * *

Ich verreifte. Erst im Herbst kehrte ich nach Berlin zurück. Die Bäume waren entlaubt, ein schneidender Wind wehte Sand- und Schmutzteilchen in die Augen, daß alles vornübergebeugt schritt. Ich stand an dem Hause der Bellevuestraße. Das Tor des Vorgartens war geschlossen. Ich klingelte, niemand kam. Da fragte einer hinter mir: »Zu wem wollen Sie denn?«

»Doktor Kulm.«

»Der is doch jar nich hier!«

»Ist er verreift?«

»Nee, det Haus is zu verkoofen. Seitdem die Frau Doktor jestorben is, hat wohl der Herr nich mehr hierbleiben wollen.«

»Die Frau Doktor ist gestorben?«

»Nu, im Juli. Dat Begräbnis is ja nich hier jwesen, denn sie waren ja jar nich da. In der Schweiz irgendwo.

Na, man hat ja nichts Gewisses nich jehört. Ich weesß ja nischts. Es geht allens durch den Rechtsanwalt!«

Ich ging zum Potsdamer Platz zurück. Im Café Josty ließ ich mir Zeitungen geben, aber ich sah sie nicht an. Ich starrte durch die Scheiben auf den Platz, wo die Elektrischen klingelten, die Autos rollten, die Menschen hasteten, denn es war die Stunde nach Theaterschluß. Und dieses unruhige Treiben, das ich mit nichtsfassendem Auge dennoch sah, gab mir die Ruhe, nachzudenken. Die Bellevuestraße stand vor mir. Ich sah die Frau sich ängstlich an ihren Mann schmiegen, zurückschauend vor etwas Ungewissem, das ihr drohte. Und daneben den kleinen Mann. Ob der seltsame Geist nun neu begann? War es der letzte Abschnitt im Dasein des Fünfundsechzigjährigen?

Fände ich ihn wieder irgendwo als neuen Menschen? Würde er mich kennen? Denn es schien ja, als verwürfe er alles aus einer früheren Zeit. Würde er von der Bellevuestraße reden wie von etwas, das längst hinter ihm lag?

Starrte noch immer der kleine Mann durch seine dicken Brillengläser in das rätselhafte Dunkel, daraus die Geschichte der Menschen aufsteigen, wie er an jenem Abend in die finstere Ecke seines Zimmers gesehen?